

Fritz Merwald

## Das Gleichgewicht in der Natur

Der Fischer, soferne er nicht in der nackten Befriedigung des Beutetriebes allein das Genüge findet, ist durch seine enge Verbundenheit mit der Landschaft, mit Pflanze und Getier ein Freund alles Lebens in der Natur. Bei seinen stillen Lauerstunden hinter dem aufgestützten Angelstock oder bei seinen Pirschgängen mit Blinker oder Kunstfliege ist er zutiefst mit Geistern und Genien der Landschaft und mit dem harmonischen Wechselspiel der Kräfte von Umwelt, Tier und Pflanze verbunden.

Unvorstellbar ist der Artenreichtum der Tierwelt im Wasser. Ein Menschenleben würde kaum genügen, um es zu erfassen und die Zusammenhänge zu erkennen, die das vielgenannte Gleichgewicht im Naturhaushalt – auch wenn es nur ein kleiner Tümpel ist – erhalten. Da wimmelt zwischen versunkenen Ästen und üppigen Pflanzenschungeln das Milliardenvolk der Kleinstlebewesen, klettern, schleichen und schwimmen die verschiedensten Insektenlarven, gleiten Spitzhornschnecken, rennen Wasserläufer und rudern mit ihren behaarten Beinen die Gelbrandkäfer. Molche steigen an die Wasseroberfläche, um nach Luft zu schnappen, die Ringelnatter schreckt das wimmelnde Volk der Kaulquappen und die Libellen jagen grün- und blauschillernd über dem Rohrwald. Mancherlei Getier kommt nur zur Nahrungssuche ans Wasser, brütet im Röhricht oder Ufergebüsch oder baut sogar schwimmende Nester. Da sind die Enten und Taucher, die Reiher, Blässhühner und Möwen, die Rohrsänger, Eisvögel und noch viele andere Gefiederte. Aber auch Säugetiere leben am oder im Wasser, wie die Bismartrate, dieser längst eingebürgerte Fremdling aus Nordamerika. Die ganz besondere Vorliebe des Fischers gilt natürlich den Tieren, die zu erbeuten all sein Sinnen und Trachten ist.

All dieses bunte und vielfältige, in seinen Daseinsbedingungen und seinem Verhalten so gegensätzlich, ja feindlich erscheinende Getier bildet eine reibungslos funktionierende Gemeinschaft. Das paart sich und gebärt, pflegt und füttert Junge oder überläßt sie schutzlos einer feindlichen Umwelt, frißt und wird selbst gefressen. Tag und Nacht spielt sich so ein, wie es den Anschein hat, gnadenlos gegeneinander wütender Kampf ab. Die in einer Gebärtollheit sondergleichen gezeugten Unmengen von Kaulquappen und Jungfischen werden zum größten Teil von malmenden Gebissen, scharfen Kiefern, klammernden Fangarmen und reißenden Zähnen vernichtet. Der Habicht schlägt die Wildente und das Leben des Rohrsängers erlischt in den Fängen des Sperbers, der Grünfrosch schluckt die Brummfliege, die auf einem Seggenhalm rastete und wird selbst von den Zähnen des Hechtes erfaßt. Der Haubentaucher packt mit schnellem Schnabelstoß die Laube und der Graureiher trägt in seinem Kropf Fische, Mäuse und Insekten zu seinem Horst, um die immer hungrige Brut zu atzen.

Trotz, oder besser gesagt, gerade wegen dieses unentwegten Kampfes, dieses den Menschen oft so sinnlos erscheinenden Mordens, wird eine völlig reibungslos funktionierende Gemeinschaft alles Lebenden erhalten. Es wird weder eine das Gleichgewicht im Naturhaushalt gefährdende Übervermehrung geduldet, noch kommt es zum Aussterben, besser gesagt zur Ausrottung einer Tierart. Denn die Beutegreifer, die zu ihrem Lebensunterhalt Tiere erbeuten müssen, haben noch nie eines ihrer Beutetiere ausgerottet. Täten sie dies, so würden sie sich selbst dem Hungertod ausliefern. Es sind nur Tiere ausgestorben, die infolge der Veränderung ihrer Lebensbedingungen nicht mehr bestehen konnten oder die der Mensch ausgerottet hat. Es ist sehr zu bedauern, daß noch immer manche Fischer diese Feststellung für unzutreffend halten. Denn ihnen erscheint es immer noch eine unbezweifelbare, leider Jahrhunderte hindurch gelehrte und als einzig richtig hingestellte Wahrheit zu sein, daß die

Fischbestände zunehmen würden, wenn man die sich von ihnen ernährenden Tiere ausschalten könnte. Die von der Wasseramsel geschluckte junge Forelle oder das vom Graureiher erbeutete Rotaugewürche würde ja, so ihre unbeirrbarke Meinung, am Leben bleiben, heranwachsen und einmal gefangen werden. Daher ist für sie alles fischfressende Getier schädlich und sollte zu Gunsten der Fischerei ausgeschaltet oder wenigstens dezimiert werden. Die Einteilung der Tiere in nützliche und schädliche – heute für jeden, der sich mit Biologie befaßt, längst überholt – erscheint immer noch vielen Menschen ebenso einfach wie richtig zu sein. Dies umso mehr, da man früher geradezu von einer Verpflichtung sprach, die als schädlich bezeichneten Tiere zu bekämpfen. Jahrhunderte hindurch hat man dies auch gemacht und viele Lebewesen als, wie ein besonders tierfreundlicher Ausdruck lautet, „hassenswerte Räuber“ mit Kraut und Lot, mit Gift und Fallen verfolgt.

Zur Beantwortung der Frage, ob durch die Verfolgung der sogenannten fischereifeindlichen Tiere eine wesentliche Vermehrung der Fischbestände erreicht werden kann, ist es notwendig, sich etwas mit der ökologischen Seite dieses Problems zu befassen. Zunächst ist festzuhalten, daß die Natur immer für die Erhaltung einer bestimmten Bevölkerungsdichte der Tierwelt Sorge trägt, da nur durch sie das biologische Gleichgewicht erhalten werden kann. Es müssen also bis zur Geburt des nächsten Jahrganges genau so viele Verluste eintreten wie Nachwuchs vorhanden ist. Geschieht dies nicht, so würde eine die Bestände von Tierarten gefährdende Übervermehrung eintreten. Die daher notwendige Regulierung führen vor allem die Beutegreifer durch, also die nach Ansicht mancher Petrijünger so überaus schädlichen Reiher, Taucher, Eisvögel und Wasseramseln. Könnte man diese gänzlich ausschalten, so würden an ihre Stelle andere Faktoren wie Hunger oder Seuchen treten, um die Populationskonstanz zu erhalten. Diese kann auch durch menschliche Maßnahmen kaum überschritten werden, da ein Gewässer nur einer bestimmten Menge von Fischen ausreichend Platz und Nahrung bietet. Diese Zahl kann daher weder durch noch so hochgepriesene Bewirtschaftungsmaßnahmen noch durch die Bekämpfung der sogenannten Fischerschädlinge unter den Tieren überschritten werden.

Wie unzutreffend der reine Nutzen-Schadenstandpunkt ist, geht eindeutig aus den Verhältnissen in den letzten noch bestehenden Wildnissen unserer Erde hervor. Dort leben heute noch neben riesigen Tierherden sehr viele Beutegreifer. Alle diese Löwen, Panther und Leoparden, Wölfe und Luchse, Pelikane, Riesenreiher und Kormorane müssen zu ihrem Lebensunterhalt Tiere erbeuten. Niemals aber rotten sie ihre Beutetiere aus sondern regulieren nur deren Bestände. Man muß einmal die Heerscharen der fischfressenden Vögel am Kazingakanal im Queen Elisabeth-Park in Uganda oder am Viktoria-Nil gesehen haben und dann bedenken, daß diese tropischen Gewässer trotz der Überzahl an „Feinden“ einen fast unvorstellbaren Reichtum an Fischen beherbergen.

Die von der Fischereischädlichkeit bestimmter Tiere Überzeugten weisen meist auf eigene Beobachtungen hin. Haben sie doch selbst gesehen, daß ein Eisvogel einen kleinen Fisch im Schnalbel hatte oder daß ein Reiher ein Rotaugewürche hinabschluckte. Auf Grund dieser wenigen Beobachtungen leiten sie sofort den Verdacht ab, daß die genannten Vogelarten nur, und in großen Mengen, Fische fressen. Die auf Grund langjähriger Beobachtungen und Untersuchungen von hunderten von Gewöllen und Mageninhalten erstellten Befunde der Wissenschaft nehmen sie, soferne sie ihrer vorgefaßten Meinung widersprechen, einfach nicht zur Kenntnis. Denn auch für diese menschliche Wertung gelten die Worte Christian Morgensterns, daß „nicht sein kann, was nicht sein darf“.

Der echte Fischer, wie auch der Waidmann, ist ein zutiefst naturverbundener Mensch. Er erlebt die Wunder der Schöpfung im Kleinen und im Großen: Im wassersprühenden Aufschnellen der Forelle und im Auseinanderspritzen der Lauben und Rotaugen, wenn der Hecht raubt, im Aufwuchten des Reiherers aus dem Uferschilf und im Farbensmelz des Federkleides eines Eisvogels. Wem es bei solchen und ähnlichen Erlebnissen noch nie geschah,

daß er völlig auf Angel oder Büchse vergaß, mag wohl ein erfolgreicher Petrijünger oder Jäger sein, die wahren und schönsten Erhebungen und Beglückungen, die uns die Natur bescheren kann, hat er noch nie erfahren. Wem aber diese Erlebnisse beschieden sind, der wird das Getier in Feld und Flur, in Wald und Wasser niemals nach dem nüchternen Standpunkt des Nutzen oder Schadens werten sondern in ihm ein schönes, zu unserer Natur gehörendes Mitgeschöpf sehen, das ebenso seine Daseinsberechtigung hat wie alles andere was da krecht und fleucht.

Roderick Wilkin son

(Alle deutschsprachigen Rechte bei Ruth Liepmann, Zürich)

## Menschen als Angler verkleidet

Leute, welche zum Sport gehen, scheinen nicht glücklich zu sein, wenn sie sich nicht hinter einer Verkleidung oder irgendeiner Uniform verbergen können – und das scheint eine hübsche, neue Idee zu sein. In alten Tagen entkleideten sich Boxer bis zur Hüfte und droschen dann auf der Heide mit bloßen Fäusten fest aufeinander ein – umgeben von Zylinder-tragenden Herren, die ihre Hemden auch irgendwohin gehängt hatten. Es war ein ganz einfaches, undekoratives Geschäft. Rugby wurde von jungen Männern gespielt, die sich nicht einmal bemühten, ihre Jackets auszuziehen; Rennreiter sahen aus, wie Töpfer an ihrem freien Nachmittag; Niederwildjäger wie Drucker, die von einer Versammlung aus Belfast gekommen waren.

Heute muß jeder so aussehen, daß man seine Tätigkeit gleich erkennt. Man will einfach nicht zur Kenntnis nehmen, daß der bebrillte Amateurrennfahrer im feuersicheren Anzug ein Bankangestellter ist, daß der gutaussehende Wicket-keeper beim Cricket lebenslang in einem galvanisierten, verrunzelten Eisenwerk arbeitet. Sportsleute scheinen soviel Ehre in ihren gepolsterten Jacken, seidnen Hemden, Sonnenbrillen, Sturzhelmen und ihren auffälligen, nylonbeseilten und betresnten Wolljacken – Erscheinungen zu finden, daß der eigentliche Sport selbst auch schon gar nichts mehr bieten kann.

Und ich sage – alle Achtung vor ihrer nagelbeschuhnten, schifferbekappten, kinngeschützten Erscheinung! Das ergibt alles eine zufriedene Konformität.

Fischer machen da keinen Unterschied.

Tatsächlich können sie alle Faschingsbesucher im Aussehen schlagen. Ich hörte sogar sagen „du kannst niemals einen Fisch fangen, wenn du nicht irgendeinen komischen Hut auf hast“ Und der Mann, der mir das mit tödlichem Ernst mitteilte, saß im Stern seines Bootes und trug den seltsamsten „hinten-wie-vorne-Fischerhut“, den ich jemals sah. Nach der übrigen Kleidung zu urteilen, kommt man zu dem Schluß, daß Fischer es unbedingt vorziehen, schäbig und verwahrlost auszusehen.

Das ist alles ein Teil der Verkleidung. Neun von zehn Fischern sind ausgesprochene Experten auf diesem Gebiet. Sie sehen so aus, als ob sie haargenau wüßten was sie tun wollen, wo die Fische stecken und wie sie sie fangen können.

Genau wie zur Zeit der alten Boxer sahen Fischer damals eben aus wie irgendwer. Sie trugen einen ganz gewöhnlichen Anzug, hatten eine Blechschachtel mit Würmern in der Jackentasche, hatten nie etwas von Polaroidgläsern, Nylonfäden oder silicon-behandelten Jacken gehört. All das hat sich gewandelt. Der Angler, den du am Samstag Nachmittag am Flußufer triffst, sieht aus, als ob er gerade Livingston entdeckt hätte. Er hat einen riesigen Brotbeutel, ein Klappnetz, schenkellange Watstiefel, einen schäbigen Tweedanzug und einen komischen Hut, den ihm sein Cousin im Vorjahr aus Wisconsin geschickt hatte.